



DIE LETZTE

**MELANIE
VOGLTANZ**

ERSCHEINUNG



BLITZ

Melanie Vogltanz
DIE LETZTE ERSCHENUNG



In dieser Reihe bisher erschienen:

3401 Jörg Kleudgen & Michael Knoke **Batcave**

3402 Ina Elbracht **Der Todesengel**

3403 Jörg Kleudgen & E. L. Brecht **Der Fluch des blinden Königs**

3404 Thomas Tippner **Heimkehr**

3405 Melanie Vogltanz **Die letzte Erscheinung**

Melanie Vogltanz

Die letzte Erscheinung

Ein Grusel-Thriller



Melanie Vogltanz hat ihren Magister in Deutscher Philologie, Anglistik und LehrerInnenbildung an der Universität Wien gemacht. Sie wurde 1992 in Wien geboren und hat den berühmt-berüchtigten Wiener Galgenhumor praktisch mit der Muttermilch aufgesogen. Dem klassischen Happy End sagt sie im Großteil ihrer Geschichten den Kampf an, denn auch das Leben endet selten gut. 2007 veröffentlichte sie ihr Romandebüt; weitere Veröffentlichungen im Bereich der Dunklen Phantastik folgten. 2016 wurde sie mit dem Encouragement Award der European Science Fiction Society ausgezeichnet. Ihr Roman *Shape Me* wurde für den Deutschen Science Fiction-Preis und den Kurd-Laßwitz-Preis nominiert.

Mehr Informationen auf: www.melanie-vogltanz.net

**Diese Reihe erscheint als limitierte und exklusive Sammler-Edition!
Erhältlich nur beim BLITZ-Verlag in einer automatischen Belieferung
ohne Versandkosten und einem Serien-Subskriptionsrabatt.**

Infos unter: www.BLITZ-Verlag.de

© 2021 BLITZ-Verlag, Hurster Straße 2a, 51570 Windeck

Redaktion: Eric Hantsch

Titelbild: Rudolf Sieber-Lonati

Umschlaggestaltung: Mario Heyer

Vignette: iStock.com/Hein Nouwens

Satz: Harald Gehlen

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-95719-958-4

Dieser Roman ist als Taschenbuch in unserem Shop erhältlich!

1. Kapitel

Ich war acht, als ich den Gmork zum ersten Mal sah. Sein Anblick überraschte mich nicht. Mein Blick streifte ihn, diese Gestalt in einem knittrigen, billigen Anzug, auf dessen Schultern nicht der Kopf eines Menschen, sondern das breite Haupt eines braunen Hundes unbestimmter Rasse thronte, die menschliche Hand wie zum Gruß erhoben, und ich zuckte nicht einmal zusammen.

Als ich einen Herzschlag später ein zweites Mal hinsah, genauer diesmal, war er nicht mehr da. Stattdessen stand dort eine Frau im biederem Hosenanzug, die mir den Rücken zugewandt hatte. Die Rückseite ihres Kopfes, ein Spiel von Licht und Schatten und meine überreizte Phantasie schienen den Gmork in meinem Geist heraufbeschworen zu haben. Es war nur eine Sinnes-täuschung, wie man sie täglich Dutzende Male erlebt, wenn auch meist in kleinerem Ausmaß.

Ich tat die Erscheinung mit einem Schulterzucken ab und verschwendete keinen Gedanken mehr daran. Wahrscheinlich wäre mir dieses Aufblitzen des starrenden, hundsköpfigen Wesens zwischen den Schatten einer davonschleichenden Dämmerung nicht einmal im Gedächtnis geblieben, hätte nicht wenige Minuten später der Fahrer eines Busses meinem Leben eine klaffende Wunde geschlagen.

Als mir der Gmork zum ersten Mal erschien, starben sechs Menschen, darunter meine kleine Schwester Tina.



Es war halb acht Uhr morgens. Ich war auf dem Schulweg, Tina auf dem Weg zum Kindergarten. Ich sah - und ignorierte - den Gmork direkt vor unserem Wohnbau, kurz bevor wir zu meiner Mutter ins Auto stiegen.

„Los, los, macht schon, wir kommen zu spät!“ Meine Mutter scheuchte uns vor sich her wie brütende Hühner, die man von ihren Nestern vertreiben musste, um an ihre Eier zu gelangen. Nachdem sie uns die rückseitige Tür ihres VWs geöffnet hatte, setzte sie sich nach vorn ans Steuer, ohne zu kontrollieren, was wir auf der Rückbank taten.

Tina, pflichtbewusst und akribisch, wie sie all die kleinen Alltagsbewegungen ausführte, die man ihr beigebracht hatte, schnallte sich an. Ich nicht. Damals lamentierten Autos noch nicht, wenn sich Insassen nicht ausreichend sicherten. Als Erziehungsberechtigter musste man diese Aufgabe schon selbst erledigen, und normalerweise warf meine Mutter auch immer einen sichernden Blick nach hinten, um sich davon zu überzeugen, dass wir die Gurte angelegt hatten. Doch an diesem Morgen schien sie mit ihren Gedanken woanders zu sein. Erst Jahre später, an Tinas fünftem Todestag, würde ich zufällig bei einem hitzigen Gespräch meiner Eltern aufschnappen, dass sie und mein Vater sich die Nacht davor heftig gestritten hatten.

Meine Mutter setzte rücklings aus der Parklücke zurück, während Tina quengelnd nach dem Benjamin-Blümchen--Hörspiel verlangte, das seit Mai im Kassettendeck des Wagens steckte und sicherstellte, dass das jüngste Familienmitglied sich während der Fahrt friedlich verhielt.

Ich glaube, meine Mutter und ich hassten das fröhliche Intro mittlerweile beide gleichermaßen, aber das Hörspiel war erheblich weniger lästig als eine Fünfjährige, die versucht, sich selbst zu unterhalten.

„Törö, törö!“, forderte Tina verstockt und schüttelte ihre kleinen Fäustchen.

„Jetzt nicht, Schatz. Wir fahren ja nur ein paar Minuten.“

„Törö!!!“

„Halt doch mal den Schlappen, du blöde Kuh!“, schrie ich sie an, da ich mir irrtümlicherweise erheblich reifer vorkam als Tina.

Das waren die letzten Worte, die ich je an meine Schwester richtete.

Als ich den Bus auf der Gegenfahrbahn im Innenspiegel auf uns zu trudeln sah, verlangsamte sich der Fluss der Zeit in meinem Empfinden. Ich hatte keine Angst. Ich war nur ein Kind – voller Vertrauen und Zuversicht, dass die Welt alles Unbill von mir fernhalten würde, denn wie sollte die Welt ohne mich weiterexistieren, wo ich doch ihr Mittelpunkt war?

Der Aufprall traf unseren Wagen am Heck und schleuderte ihn aus der Spur. Ich wurde ruckartig vorwärtskatapultiert. Meine Mutter und die Bremsen kreischten synchron, während ich in den Fußraum geschleudert wurde wie eine ungeliebte Puppe und auf mehreren zerquetschten Pappbechern und McDonalds-Tüten landete, die sich dort über die Jahre angesammelt hatten. Auch Tina setzte zu einem Schrei an, der jedoch abrupt abgewürgt wurde und in einem fast komischen Quicken endete. Ich kann heute nicht mehr sagen, ob ich das trockene Knacken wie das Brechen eines Zweiges unter einem unvorsichtigen Wanderstiefel tatsächlich hörte oder ob es erst später durch wiederholte Albträume meinen Erinnerungen

hinzugefügt wurde. So oder so ist es sehr real in meinem Kopf, und so oder so ist es grauenhaft.

Als das Auto endlich zum Stehen kam, kletterte ich mit schmerzenden Beinen und Schultern zurück auf meinen Sitz. Dabei traf mein Blick auf Tina. Das Bild, wie sie, nach vorne geneigt und schlaff, im Gurt hing, verfolgt mich bis heute.

Die Rettungskräfte sagten später, Tina wäre sofort tot gewesen. Durch das Fehlen eines Kindersitzes hatte der blockierende Sicherheitsgurt ihr, als sie so wie ich durch den Aufprall nach vorne gerissen wurde, das Genick gebrochen. „Sie hat nicht sehr gelitten“, versicherten sie. Als wäre das irgendein Trost. Sie war gottverdammte fünf Jahre alt!

Fünf Menschen in dem Unfallbus fanden ebenfalls den Tod. Das erste Opfer war der Busfahrer. Herzinfarkt. Der ziepende Schmerz in seinem linken Arm, den er laut Aussage seiner Frau seit dem frühen Morgen gespürt hatte, explodierte in seiner Brust, sorgte dafür, dass er nach Luft schnappte und sich in seinem Hemd verkrallte, als könnte er den Schmerz auf diese Weise aus seinem Körper ziehen. Sein Herzmuskel wurde wie von einer Stahlklammer zusammengepresst, seine Lippen färbten sich blau, und innerhalb von Sekunden kippte er vom Sitz. Der führerlose Bus geriet außer Kontrolle, driftete in die falsche Spur, rammte uns, drehte sich durch den Aufprall erneut und krachte dann in die Leitplanke. Zwei Fahrgäste starben, bevor die Rettung eintraf, nachdem sie sich die Schädel an den Seitenfenstern eingeschlagen hatten, einer erlitt ein schweres Schädel-Hirn-Trauma und verstarb auf dem Weg ins Spital, der letzte, der durch die Wucht des abrupten Stopps nach vorn und durch die Frontscheibe geschleudert wurde, starb auf dem Operationstisch,

während sie noch versuchten, seine zertrümmerten Knochen zu richten und ihm die zahlreichen Scherben aus dem Torso und dem Gesicht zu ziehen.

Woher ich das so genau weiß? Ich habe die Zeitungsartikel zu dem Unglück alle sorgfältig ausgeschnitten und aufbewahrt, in der Hoffnung, einen klaren Schuldigen ausfindig machen zu können, habe jedes noch so kleine Interview und jeden Bericht gelesen, der je über den Unfall veröffentlicht wurde.

Die Wahrheit ist: Niemand hatte Schuld. Nicht direkt. Der Fahrer war kein unverantwortlicher Bastard, hatte den Unfall weder durch Alkohol noch mangelnden Schlaf herbeigeführt. Er war einfach nur ein Mann mit Übergewicht, dessen einzige Verfehlung in einer ungesunden und cholesterinreichen Ernährung bestand. Er hatte nicht fahrlässig gehandelt - hatte nichts getan, das man vor Gericht hätte anprangern können, hätte er überlebt, um zur Rechenschaft gezogen zu werden.

Auch meiner Mutter kann ich nicht die Schuld geben. Der gesetzlich vorgeschriebene Kindersitz für Tina hätte ihren Tod vielleicht verhindert, aber das wissen wir nicht sicher. Wir werden es niemals sicher wissen. Vielleicht hätte der Aufprall ihr Genick trotzdem geknickt wie ein Schilfrohr. Vielleicht hätte sie ein Schädel-Hirn-Trauma erlitten und wäre ihr restliches Leben geistig oder körperlich behindert gewesen. Niemand weiß, was geschehen wäre.

Nein. Nach Jahren der Überlegung bin ich zu dem Schluss gekommen: Niemand hatte Schuld daran. Niemand - außer der Gmork.



Ich erzählte niemandem, was ich gesehen hatte. Nicht meinen Eltern und auch keinem meiner Freunde oder Lehrer. Ich denke, ich war damals auch noch gar nicht in der Lage, diese beiden Ereignisse in einen kausalen Zusammenhang zu setzen. Es hätte nichts weiter sein können als ein makabrer Zufall.

Auf Tinas Beerdigung war es mir unmöglich zu weinen. Eine der zahlreichen Tanten, die ich bis zu diesem Tag noch nie gesehen hatte, informierte mich darüber, dass sich das nicht gehörte - dass man weinen musste, wenn man jemanden verloren hatte, ganz besonders vor anderen Menschen, damit diese nicht dachten, der Verstorbene wäre einem gleichgültig gewesen. Sie schien sich hervorragend mit den Gedanken anderer auszukennen.

Sie gab mir das Gefühl, ein schlechter Bruder zu sein, weil ich nur in unserem nun so schmerzhaft leeren gemeinsamen Zimmer weinen konnte, und nicht vor all den schwarz gekleideten Fremden, die extra aus allen entfernten Ecken des Landes angereist waren, um mich und meine Eltern weinen zu sehen. Weil der leere Kassettenrekorder und die Hüllen der Kinderhörspiele die Erinnerungen an meine Schwester viel intensiver weckten als der kleine, weiße Kindersarg es konnte. Dieses Gefühl, ein schlechter Bruder zu sein, verstärkte sich, je mehr ich mit den Verwandten über den Unfall sprach. Unablässig wiederholten sie, welch Glück ich gehabt hätte, weil ich selbst so glimpflich davongekommen war, während Tina ...

„Da hat wohl ein Schutzengel seine Hand über dich gehalten“, sagte ein Onkel zu mir, der streng nach Medizin roch.

Danach fühlte ich mich schrecklich. Denn wieso hatte der Engel mich beschützt anstelle von Tina? Warum nicht uns beide?

Warum mich?

2. Kapitel

Als mir der Gmork zum zweiten Mal erschien, tötete ich einen Menschen und zwei Freundschaften.

Jahre waren vergangen. Ich hatte die unheimliche Gestalt mit dem starren Hundekopf mit den glasigen Augen fast wieder vergessen, so wie ich beinahe meine Schwester vergessen hatte, die von einem realen Menschen, mit dem ich ein Zimmer und eine Badewanne geteilt hatte, zu einem Foto auf der Fernsehansicht und einem Trauerdatum im Kalender zusammenschrumpfte. Nur in meinen Albträumen besuchten mich beide regelmäßig, ließen mich schweißgebadet und mit tränenfeuchten Wangen und schweißnassen Laken aus dem Schlaf hochschrecken. Es war in diesen Träumen, in denen ich der Erscheinung mit dem Hundekopf einen Namen gab: der Gmork – wie der wölfische, unbarmherzige Verfolger von Atreju in der *Unendlichen Geschichte*, ein Fabelwesen, das mir als Kind solche Angst einjagte, dass ich aus dem Zimmer floh, sobald es auf dem Bildschirm erschien. Es war dieses Gefühl der widersinnigen, blinden Angst, der er seinen Namen verdankte, denn sein Aussehen glich in nichts dem Phantasiewesen von Michael Ende, abgesehen vielleicht von der Tatsache, dass beide Canidae waren.

Bei unserer zweiten Begegnung war ich schon fast erwachsen, zumindest fühlte ich mich damals so. Ich war sechzehn und ausgesprochen stolz auf meinen Bartwuchs, sodass ich gar nicht bemerkte, wie lachhaft mein spärliches Kinnbärtchen wirkte, das ich mit großer Hingabe pflegte. Noch hatte ich keinen Sex gehabt, war jedoch mit Mina